



Senioren-Zeitung



Gedankengänge

Kein Mensch kann sie vertreiben, die Gedanken. Sie erreichen uns jederzeit, sei es bei Tag oder Nacht, im Sommer oder im Winter, ob gewollt oder ungewollt. Sie sind präsent auf allen unseren Wegen. In einem gewissen Alter, wenn der Herbst des Lebens schon Einzug gehalten hat und der Winter ungeduldig vor der Tür verharrt, hat man Zeit zum Nachdenken. Immer öfter bietet sich die Gelegenheit, die vergangenen Epochen Revue passieren zu lassen, in eine Welt einzutauchen, welche schon längst der Vergangenheit angehört. Wie ein Film laufen die diversen Lebensphasen vor dem geistigen Auge vorbei und kaum etwas bleibt verborgen. Nicht immer sind es angenehme Ereignisse, die ins Bewusstsein drängen, oft wäre das Gegenteil wünschenswert. Wie alles im Leben lässt sich einiges im Laufe der Jahre verarbeiten, aber eben nicht alles. Besser sollte man sich angenehmen Gedanken zuwenden, und dem weniger Erfreulichen die rote Karte zeigen. Eine Schönwetterlage nutzen viele Mitbürger zu einem Spaziergang in freier Natur. Kaum zu übersehen sind die Senioren die sich auf den Bänken ausruhen und nach einem arbeitsreichen Leben den Ruhestand genießen. Einige mögen sich Gedanken darüber machen, was in den Köpfen der Ruheständler vor sich gehen mag. Sich in ihre Erlebniswelt hinein zu versetzen dürfte kaum möglich sein. Ihre Jugendzeit war, mit wenigen Ausnahmen, von Armut und Entbehrung geprägt. Einigen sitzt noch heute im Unterbewusstsein die Kriegsangst im Nacken. Für diese Jahrgänge gab es keine fachliche Betreuung wie es heute die Regel ist. Die Bezeichnung „Trauma“ war ein Fremdwort. Die Alpträume sind bis heute geblieben. In einer stillen Stunde wird einigen so manches durch den Kopf geistern, was der nachfolgenden Generation kaum glaubhaft zu vermitteln ist. So gab es in dieser Zeit weder Waschmaschine, Elektroherd, Com-

puter, Fernseher oder Heizanlage. Ein kleines Radio (Volksempfänger) war begrenzt vorhanden. Eine einzige Steckdose in manchen Zimmern und ebenso wenige Glühbirnen waren für jeden Haushalt Standard. Geröstetes Korn und die Frucht der Eiche (Eichel) waren als Kaffeeersatz von Nöten. Auch die Regale in den Geschäften waren ausnahmslos mit dem Nötigsten bestückt und unter Vorlage von Lebensmittelkarten erhältlich. Auch Brot gab es nur gegen Brotmarken. Wenn der Bäcker einen guten Tag hatte, machte er schon einmal eine Ausnahme. Und so waren Bezugscheine für fast alles von großer Bedeutung während des Krieges und in der Nachkriegszeit. Wer in dieser Zeit ein Fahrrad sein Eigen nennen durfte konnte stolz sein. Ein Auto befuhr nur selten die holprigen Dorfstraßen. Verkehrsverbindungen bei der Landbevölkerung: Fehlanzeige. Kilometerlange Fußmärsche von und zu den Arbeitsstätten, aber auch zu den vorhandenen Ärzten mussten zurückgelegt werden. Wer über eine Kutsche oder sonstiges Fuhrwerk verfügte war auf der sicheren Seite und einigermaßen mobil. Aber nicht nur negative, auch positive Gedanken finden ihren Weg in sein Bewusstsein. Er freut sich, seinen Lebensabend in der heutigen Zeit zu verbringen und mitzuerleben, wie seine Kinder, Enkel und Urenkel hoffnungsfroh in die Zukunft blicken können. Die ältere Generation ist sich einig, auch für sie wäre es unvorstellbar in die damalige Zeit einzutauchen und ein zweites Mal zu durchleben. Lassen wir Gedanken - Gedanken sein und schonen die strapazierten Nerven und sind ganz einfach glücklich über die heutige Zeit in der wir leben dürfen - hoffentlich noch lange!

Otto Kuhn, Losheim am See,
Mitglied der Seniorenredaktion



Senioren-Zeitung



So wurden früher die Toten bestattet, und so wurde um sie getrauert.

Wenn früher die Totenglocke läutete, -dreimal für einen Mann, zweimal für eine Frau und einmal für ein Kind, was früher öfter als heute vorkam, - da wusste jeder im Dorf, dass ein Mitbewohner gestorben war. Dieser Brauch des „Wegläutens“ hat sich bis heute erhalten, nur wird nicht mehr unterschieden zwischen Mann, Frau und Kind.

Da die meisten Menschen zu Hause starben, wurde der Tote im ausgeräumten Wohnzimmer drei Tage lang offen aufgebahrt, und Familie, Freunde, Nachbarn und Dorfbewohner konnten Abschied nehmen, den Rosenkranz beten und Totenwache halten. Den Sarg lieferte der ortsansässige Schreiner. Wenn der Sommer zu heiß war, stellte man Eimer mit Eiswasser unter den Sarg, um unangenehme Gerüche zu vermeiden. Am Beerdigungstag kam der Pastor mit Messdienern, Weihwasser und Rauchfass ans Haus und verrichtete bei gutem Wetter am Sarg, der vor dem Haus aufgestellt war, die Totengebete. Dann wurde der Sarg in die Kirche gebracht, dort auf die „Tumba“ gestellt und nach dem Sterbeamt zum Friedhof gebracht, wo der Totengräber eine Grabstelle ausgehoben hatte, in die dann der Sarg hinabgelassen wurde. Alle Dorfbewohner begleiteten den Toten, wenn es möglich war, auf seinem letzten Weg. Umso trauriger finde ich es, wenn Pfarrer ehrenamtliche Trauerbegleiter suchen, die den einsam Verstorbenen die letzte Ehre erweisen, damit sie in Würde verabschiedet werden können. Tragisch war es damals für die Hinterbliebenen, wenn jemand durch Selbsttötung starb. Nach damaligem Recht durfte er nicht in der gesegneten Erde eines Friedhofes beerdigt werden. Er gehörte als

„Ausgestoßener“ nicht neben die „guten“ Christen sondern an die Friedhofsmauer, wo auch die totgeborenen und ungetauften Kinder ihre letzte Ruhe fanden, da sie nach damaliger christlicher Überzeugung mit der Erbsünde behaftet, zu früh gestorben waren und somit nicht zu der Gemeinschaft der Christen gehörten.

Aber auch damals gab es verständnisvolle Pfarrer, die das Verbot überschritten und mit Rücksicht auf die Angehörigen klammheimlich unter Ausschluss der Öffentlichkeit die Toten würdevoll mit christlichem Segen beerdigten.

Wenn jemand verstarb, war es Pflicht für die Angehörigen, ein ganzes Jahr schwarze Trauerkleidung zu tragen. Damit signalisierte man der Umwelt, dass ein Trauerfall eingetreten war. Man erwartete von seiner Umwelt behutsamen Umgang. Es war eine Art Schonkleidung.

Unmittelbar nach dem Krieg war nicht immer schwarze Kleidung vorhanden, und so färbte man so weit es möglich war, Blusen, Pullover, Röcke Schuhe und sogar Schürzen schwarz. Nach dem Trauerjahr legte man nicht sofort bunte Kleider an, sondern tastete sich ganz allmählich über dunkelblaue, schwarz - weißgestreifte, braune Kleider an bunte Sachen heran.

Die Grabpflege war eine Selbstverständlichkeit, und mit wenigen Mitteln, meistens aus der Natur, pflegte man die Gedenkstätte ohne großen Aufwand und Pomp.

Gertrud Dewald
Seniorenredaktion



Senioren-Zeitung



Mein Landjahr in Niederlosheim



Am 20. März 1940 wurde ich aus der Volksschule in Hüttersdorf entlassen. Mein weiteres Leben war schon geregelt. Das folgende Jahr verbrachte ich in Niederlosheim bei einer jungen Familie. Durch unsere Nachbarn, die wir „Rasjerch“ nannten, bekam ich diese Stelle im Haushalt mit Marie und Johann und dem kleinen Sohn „Erwin“.

Da es noch keine Autos gab, fuhren wir – meine Mutter und ich – mit dem Zug nach Niederlosheim. Vom Primsweiler aus nach Büschfeld. In Büschfeld stiegen wir um in den Zug, der bis Merzig fuhr, er hieß „Merzig-Büschfelder-Eisenbahn“. Der Zug hielt in Niederlosheim. In diesem Jahr 1940-41 benutzte ich diese Fahrgelegenheit. Im Sommer fuhr ich manchmal mit dem Rad nach Hause. Ich fühlte mich gleich wohl in Niederlosheim, besorgte so gut ich konnte den kleinen Erwin, wenn die Eltern auf dem Felde waren.

Leider konnte ich noch nicht ein vollständiges Essen kochen, aber ich konnte die Vorarbeit wie das Kartoffelschälen und Salat- und Gemüseputzen erledigen. Eine besonders schöne Beschäftigung für mich war es, wenn ich Brot verkaufen konnte. Das ging aber ganz einfach, die Leute kamen mit einem kleinen Heft, in das ich nur das Brot eintragen musste. Sie hatten ihr Getreide abgegeben an einen Müller und der Bäcker bekam das Mehl. Der Bäcker kam aus Wahlen und war ein Schwager von Marie.

Meine Hauptarbeit war die Beschäftigung mit dem kleinen Erwin. Aber ich hatte auch Kontakt mit Kin-

dern aus der Nachbarschaft. Ich weiß auch noch Namen von Jungen aus der Nachbarschaft, z.B. Alois, Heinz und noch mehr. Von einem habe ich noch einen Brief aus dem Krieg, habe aber nie mehr etwas von ihm gehört. An ein schönes Erlebnis kann ich mich auch noch erinnern. Ein größeres Auto fuhr durch das ganze Dorf und gab laut bekannt, dass ein Film in einem Gasthaus gezeigt würde. Der Film hieß „Sommer, Sonne – Erika“. Aber der Mann, der das durch Lautsprecher sagte fügte noch einen Satz hinzu: „Es wäre viel schöner, wenn es „Sommer-Sonne-Christine“ heißen würde.“

Mir ging es also sehr gut in dem schönen Niederlosheim. Marie und Johann behandelten mich wie ein eigenes Kind. Ich kann mich nicht erinnern, dass sie mal geschimpft hätten. Wie war ich glücklich mit meiner ersten Armbanduhr an Weihnachten 1940.

Ein anderes Erlebnis möchte ich auch noch in Erinnerung bringen. Es war ein Sonntag, an dem ich nicht nach Hause fahren sollte, weil ich nur an jedem 2. Sonntag frei hatte, aber ich bekam so ein Heimweh, das ich einfach auf einen Zettel schrieb: „Ich bin nach Hause, aber ich komme morgen zurück“

Ich lief zum Bahnhof zu dem letzten Zug. In Büschfeld angekommen, wartete neben mir mein Lehrer Rektor Boos in Leutnant Uniform. Da hatte ich einen männlichen Begleiter, wir kamen ja erst gegen Mitternacht in Primsweiler an. Ich erzählte ihm alles. Als ich am Montag zurück fuhr, wurde ich von Marie und Johann freundlich empfangen und alles war wieder in Ordnung. Mein Jahr in Niederlosheim war für mich ein sehr gutes Jahr.

geschrieben Juli 2014

Christine Groß, Seniorenstift Stefano Schmelz